

(Nachdruck verboten.)

2) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt

Die Gesellschaft begann ihr Souper. Die Männer tranken Reihe herum aus der Siekkanne. Die „Kopfnuß“ nahm stehend ihr Mahl ein, den Ofen in Obhut behaltend, zuweilen nach der Schüssel langend, die an ihr vorüberkam. Die Frau im Trifot, die ihr Kind neben sich auf eine Ecke des Teppichs gelegt hatte, aß angelehnt des Kleinen und mit Blicken, welche in das geliebte kleine Körperchen eindringen zu wollen schienen. Das Mahl verlief schweigend wie stets das Mahl hungriger, müder Leute, die sich hingestreckt unter den Zweigen der Bäume, am Ufer eines Stromes, unter den Vorgängen des Schauplatzes einer Sommernacht: dem Fluge der Nachtvögel, dem Hüpfen der Fische, dem Funkeln der Sterne.

„Mein Platz!“ herrschte der Bajazzo grob, den Mann mit dem kläglichen Ueberzieher, den Posaunisten der Truppe, rauh bei Seite stoßend, und gierig begann er zu essen. Durch die dunkle Luft hin ertönte für einige Augenblicke ein Klingeln von einer fernen Glocke, leise Schwingungen, sphärenhafte Töne: ein feierlich melancholisches Klingen, so sanft, so allmählich in der Abendluft verschwindend, daß es noch fortzuwähren schien, als es schon erloschen war.

Der Lehm, in welchem der Egel kriecht, war ein festes irdenes Gefäß geworden; der Hercules zertrümmerte es mit einem Beil, und der Braten, dessen Haut sich ablöste und samt den Stacheln in dem Lehm stecken blieb, wurde unter der Tischgenossenschaft verteilt. Die Frau im Trifot nahm ein kleines Stück davon, das sie mit Wohlbehagen eines Gourmands langsam verzehrte.

Das Kind, an der Seite seiner Mutter, hatte nach und nach mit seinen Füßen und Händchen die Teller aus seiner Nähe fortgestoßen, und, jetzt Herr und alleiniger Besitzer des Teppichs, war es, den Bauch in die Luft gehockt, in der behaglichen Umgebung eingeschlafen.

Alles erfreute sich des schönen Abends, durchsahirt von dem Zirpen der Grillen, durchzittert von dem Rauschen des Laubes der hohen Pappeln, und in das schlaftrunkene Träumen des Dunkels hinein strichen leise Lustzüge wie Liebeskosen und zärtliches Streicheln über die Gestalten hin. Selbst der gelegentliche verdrossene Aufschlag eines Vogels an dem Bach, der finster in ein Gewirr von hohen Nesseln mit Blättern wie von schwarzem Papier dahinschwabte, verursachte den furchtsamen beiden Frauen jeweilig ein kleines Erschrecken, das nicht ohne seinen Reiz war.

Nach einem Weilschen trat der Mond zwischen den Bäumen hervor und fiell voll auf das schlafende Kind, das, wie gestört von seinen weißen Strahlen, diese Günst in trägen Bewegungen von seinem nackten Körper abwenden zu wollen schien. Dabei lächelte sein Gesicht unsichtbaren Dingen zu und griff die kleinen Finger hastend ins Leere. Dann, nach Kinderart und in seinen Bewegungen lebhafter werdend, entfaltete es jene Babyneschicklichkeit, jene sonderliche Gelenkigkeit, die man glauben sollte, biegsamen Knochen der kleinen Körper zuschreiben zu müssen. Seine kleine Hand ergriff seinen rosigen Fuß und führte ihn an seinen Mund, als ob es ihn anbeißen wolle. Und es war ein reizendes, des Pinsels eines Künstlers würdiges Bild, das dieses dicken Knaben mit den blonden Pfortenzierherlockchen von Milchhaar, diese hellen, klaren Augen mit den großen weichen Mundungen, diese kleine Stumpfnase, die wie vom Anlegen an den nährenden Busen eingedrückt schien, dieser Mund mit der trohigen Schweißung, diese Pausbäden, dieser leichtgerundete Leib, diese patidigen Schenkelfalten, die runden Wädchen, die mollenen Füßchen und niedlichen Spielzeughändchen; dieses quabblichte Fleisch, das am Genick, an den Handgelenken, an den Knöcheln Falten schlug, und Grübchen an den Ellbogen, dem Gesicht in den Wangen; dieses milchweiße Fleisch erhellte und bleich leuchtend wiedergegeben von dem Opalllicht des Mondes.

Während die entzückte Mutter stumm ihre Augen auf ihren Jüngstgeborenen geheftet hielt, war der Jüngling in der Matrosenjacke, ein Knie auf dem Boden bemüht, eine

Kugel auf der Länge eines dünnen Stäbchens aufzufangen und dort im Gleichgewicht zu halten, lächelte seinem Brüdchen einen Moment zu und fing dann seinen Versuch von neuem an.

Inmitten der großen Natur und der ruhigen Nacht kehrten alle instinktmäßig wieder zu den Arbeiten des Tages und der Beschäftigung mit ihrem Metier zurück, das der Truppe morgen Brot schaffen sollte. In dem Wagen blätterte der Graukopf, seine Husarenjacke noch auf den Schultern, beim Schein eines Talglichtes in alten Papieren. Seitwärts auf einer Stelle des Feldes, wohin noch ein wenig Mondschein fiel, übte die „Kopfnuß“ und der Posaunenbläser, die morgen in einem komischen Intermezzo zu wirken hatten, einen Ohrfeigetric ein: — die Frau unterwies den Neuling, wie er die Schläge, statt sie zu empfangen, durch Klatschen mit seinen Händen zu markieren habe.

Der Bajazzo für sein Teil kehrte zu dem Platz seines Krebsfischens zurück. Hingeworfen unter der Weide, deren Gezweig, sich sächerartig, grau und dünn emporend, über seinem Kopf wie die Hälfte eines ungeheuren staubigen Spinnwebes erhob, ruhte er phantastisch, die Sohlen im Wasser, den Körper auf dem Uferabhänge nach der grünen Tiefe hin ausgebreitet, auf deren dunkler Fläche der Reflex eines einsamen Sternes schlummerte.

Der Direktor der Truppe, der Graukopf in der Husarenjacke, Signor Tommaso Bescapè, ein brauner Italiener, der fast weiß geworden, immer leberdig und schlief, in einer Beweglichkeit wie ein Waschbär, wies dem Beobachter ein paar durchdringende Augen auf, eine schwammige Nase, einen spöttisch gebogenen Mund, ein glatt rasiertes Kinn und eine Mimiker-Physiognomie flankiert von langen, rötlich staubgrauen Haaren.

In seinem Vaterlande war Tommaso nach einander eine Zeitlang Koch, eine Zeitlang Sänger, eine Zeitlang Korallen- und Papistazuli-Schneider, eine Zeitlang Buchhalter bei einem Händler mit Rosenkränzen in der Via Condotti, eine Zeitlang Ciccone, eine Zeitlang Angestellter bei einer Gesandtschaft gewesen, als ihn der Wirbel seiner gewagten Existenz nach dem Orient führte, wo der Bielsprachige und Schwärzer in allen Zungen, allen Dialekten, Dragoman für die Reisenden nach Palästina wurde; dann, nachdem er sich in einer ungezählten Menge unbekannt gebliebener und abenteuerlicher Erwerbzweigen versucht, ward er Bummel in Kleinasien. Es war ein wunderliches Naturell, dieser Italiener: unerjöhlich in Ausfunftsmitteln und Hülfquellen; ebenso befähigt zu allen möglichen Fertigkeiten, wie gewandt im Arrangieren aller möglichen Angelegenheiten und in allen Wegen und Schlichen; sich ebenso gefallend in allen Veränderungen und Gegenständen eines Lebens, das einer Aufeinanderfolge wechselvoller Szenen auf dem Theater glich, wie jede Misere schlimmer Zwischenzeiten mit jener spottenden Lustigkeit hinnehmend, die in den Erzählern des sechszehnten Jahrhunderts lacht, und mitten im verzweifeltsten Mißgeschick eine amerikanische Zubersticht auf den nächsten Tag bewahrend, — darüber hinaus großer Freund der Natur und stets sehr unterhalten von den Schauspielen, welche sie Leuten, die, wie er, zu Fuß durch alle fünf Weltteile ziehen, gratis gibt. Nachdem er sich einige Jahre hindurch in der Gegend des alten Troja ergangen, nachlässig beschäftigt mit dem Sammeln gewisser Baumrindenknorren: der knorrigten Auswüchse an den Nußbäumen dieses Landes, aus denen man in England sehr geschätzte Möbelbeläge herstellt, finden wir Bescapè eines Tages plötzlich als Geschäftsführer des Circo Olympico zu Vera wieder, wo er mit den Funktionen des Kassenwebers, wenn das Geschäft es erforderte, diejenigen eines Reiters in sich vereinigte. Dort kam dem nur kläglich besoldeten Italiener die Idee zu einem Geschäft, das zu jener Zeit ganz neu war. Als er eines Tages in einem Café nach türkischer Manier seine Pfeife geraucht, nahm er den Teppich mit sich, auf dem er geessen, indem er eine Medschidie*) für ihn zahlte, und einige Tage später verkaufte er ihn an einen Touristen. Da der Verkauf sich lohnte und ihm allmählich das Vertrauen kam, so fing er an, in den Bazaren ganze Stöße von Teppichen anzufaufen, die er nur von der linken Seite zu sehen brauchte, so trefflich

*) Türkische Münze im Wert von etwa 4 M. Ann. d. Ueberk.

Begann er in dem Geschäft Bescheid zu wissen und so gut mußte er die Trägheit der türkischen Kaufleute auszunutzen. Bald trat er, abgesehen davon, daß er selbst ein kleines Lager bei sich hielt, in Verbindung mit einem Korrespondenten in London und einem Korrespondenten in Paris, wo der Ankauf durch einige Künstler in diesen vnnachahmlichen Erzeugnissen des Kunstfleisches begann, die von einer farbensinnigen Bevölkerung hergestellt werden und in deren Rettenschuß unter den feenhaften Abschattierungen zuweilen hier und da sich eine haarfeine Linie markiert, welche die jedesmalige Tagesarbeit der Frau bezeichnet, die langsam und mühevoll den Teppich bis zum Kulminationspunkt seines Glanzes herangeknüpft. Vescapé wurde beinahe reich, und der Reichtum brachte ihm zugleich mit der Solidität die Versuchung, irgendwie selbst Herr zu werden. So auch als Restrapade, der Direktor des Circo Olympico, ihm den Vorschlag machte, ihn und seine Truppe in den fernsten Osten zu begleiten, wo er hoffte, ein großes Vermögen zu machen. Vescapé klopfte bei seinen Gefährten auf den Busch, brachte diejenigen heraus, welche keine Lust hatten, solche Reise mitzumachen, und gewann sie mit seinem gewandten, überredenden Schwaben für den Plan, sich unter seine eigene Direktion zu stellen und mit ihm nach der Arim zu gehen, wo, wie er nach eingezogenen Erkundigungen die Gewißheit hatte, ein Zirkus mit der lebhaftesten Gunst aufgenommen werden würde.

Restrapade, der zehn von seinen Leuten eingebüßt hatte, verzichtete deswegen nicht auf seinen festen Plan. Er reiste eines Morgens mit einer noch ziemlich ansehnlichen Gesellschaft nach Moskau ab, begab sich von da nach Wiatka, zog quer durch Sibirien, hatte in der Wüste von Gobi ein Gefecht mit den Mongolen zu bestehen, verlor den größten Teil seiner Mitglieder, die getötet wurden, verlor seine sämtlichen Pferde und gelangte nur wie durch ein Wunder nach Tientfin, weiter niemand mehr bei sich als seine Tochter, seinen Schwiegersohn und einen Clown. Der tapfere Direktor erreichte Tientfin am Tage nach der Niedermehelung des Konsuls und der Warmherzigen Schwestern; doch ohne den Kopf zu verlieren und sich entmutigen zu lassen, machte er sich aufs neue auf den Weg und erreichte Shanghai, wo er seine Truppe durch einige Matrosen und chinesische Ponies wieder vervollständigte und sich nach Japan einschiffte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Nicht mehr als in der Ordnung.

Von Alfred von Hedenstierna.

Autorisierte Uebersetzung von Martha Sommer (Lübeck).

Im Sommer kletterte er ihr zuliebe auf die schattigen Bäume des geräumigen Hofes, die jetzt gefällt worden sind und Mietskasernen Platz gemacht haben, und im Winter, sobald der erste Schnee eine dünne Schicht über Hof und Straße breitete, galoppierte er vor ihrem Schlitten.

Sie war Kanzleirat Klinsk hübsche, dunkle, fünfjährige Eva und er war Hausdiener Waldaus zwölfjähriger Rudolf, ein blonder, kräftiger Junge. Seine Mutter war früher Dienstmädchen gewesen, daß er also der kleinen Eva als Pferd diente, war nicht mehr als in der Ordnung.

Der Kanzleirat bewohnte mit seiner Familie eine Wohnung von sieben Zimmern in der zweiten Etage, und Hausdiener Waldaus und Rudolf bewohnten eine Kammer mit Küche unter dem Dach. Der Hausdiener selbst war selten dabei. Eigentlich war es Eva verboten worden, mit den Kindern kleiner Leute zu sprechen oder ihnen zu antworten, wenn sie von ihnen angedeutet wurde, aber Rudolf Waldau war immer allein und so still und anständig, so daß stillschweigend mit dem, der für sie auf die Bäume kletterte und sie im Schlitten zog als sei es seine Lebensaufgabe, eine Ausnahme gemacht wurde.

Die beiden hatten einander recht gern, aber als sie älter wurden, trennte sie der Standesunterschied, was ja auch nicht mehr als in der Ordnung war; denn zwischen einem halberwachsenen Mädchen aus guter Familie und einem der jüngsten Lehrlinge in einer Krämerlei liegt ja ohne Frage eine tiefe soziale Kluft. In einer Hinsicht waren sie sich aber trotzdem gewissermaßen näher gekommen, insofern, als der Kanzleirat gestorben war, die älteren Kinder das Haus verlassen hatten und die Kanzleirat mit Eva ganz nahe bei Waldaus Mansardenwohnung eine bescheidene Zweizimmerwohnung bezogen hatte.

Sprechen durften Fräulein Klinsk und Rudolf Waldau natürlich nicht mehr miteinander, geschweige denn sich den gemeinsamen alten Vergnügungen hingeben, denn es muß nun mal ein Abstand zwischen gebildeten und ungebildeten Leuten geben, weil das nicht mehr als in der Ordnung ist. Aber daß er bescheiden grüßte und daß sie freundlich lächelte, wenn sie sich zufällig auf den alten Spiel-

plätzen trafen, und daß Fräulein Eva Sonntags stundenlang auf Rudolfs hübschen Bariton lauschte, der aus der kleinen Küche, die Rudolf jetzt bewohnte, zu ihr hinüber klang, konnten die sozialen Vorurtheile nicht verhindern.

Auch in gesellschaftlicher Beziehung kamen sie sich ein wenig näher, ohne daß sie sich selbst darüber klar geworden wären. Denn zwischen einer armen Beamtentochter, die billige Klavierstunden erteilt und einem jungen Handlungsgehilfen, der sich selbst erhält und in seinen Mußestunden einen Handelskursus durchzumachen gedenkt, liegt entschieden kein so großer Unterschied mehr wie zwischen einer kleinen Mädchen der höheren Stände und dem Sohn eines Hausdieners.

Als Hausdiener Waldau seinem Sohn Rudolf den Handelskursus von seinen Trintgeldern bezahlt hatte, Rudolf eine bessere Stellung und höheres Gehalt bekommen und sich auf eigene Rechnung ein Mansardenstübchen gemietet hatte, traf er Eva Klinsk eines Abends auf einer der billigeren Eisbahnen. In dem dichten, lebhaften Menschenhaufen grüßten sie einander mit Zurückhaltung, aber auf dem Heimwege trafen sie sich zufällig in einer stillen Straße wieder und wechselten seit vielen Jahren zum erstenmal eine paar gleichgültige Worte. Hinterher dachte Fräulein Klinsk, daß sie sich am Ende doch etwas vergeben hätte und Rudolf Waldau fand, daß er sich naseweis benommen hätte. —

Es gibt in großen Städten sehr viele hübsche, liebenswürdige und arme Mädchen, und lange nicht allen glückt es, sich standesgemäß zu verheiraten. Es gibt auch arme junge Männer, die in kleinen Verhältnissen aufwachsen und durch Fleiß und Energie trotzdem etwas im Leben erreichen. Hätte Rudolf Waldau sich gut geführt, hätte er Geschäftsenergie gehabt und obendrein die sittliche Kraft, deren man bedarf, um es in der Welt zu etwas zu bringen, so kann man nie wissen, was schließlich noch daraus geworden wäre.

Aber Rudolf Waldau liebte es, in fidele Gesellschaft Punsch zu trinken und zu singen. Deshalb sang er gern bis in die späte Nacht hinein, solange er noch einen Ton in der Kehle hatte und trank, solange noch ein Tropfen in der Flasche war. Er erfüllte seine Obliegenheiten im Geschäft nicht mehr so gewissenhaft wie früher und sein Chef konstatierte, daß er anfang, schon am Vormittag nach Alkohol zu riechen.

Einmal befand er sich gegen Morgen in besonders lustiger Gesellschaft und er selbst war witziger denn je. Er machte alle möglichen Schauspieler nach, sang eine Unmenge Lieder und leistete mehr als ein ganzes Variété. Schließlich suchte er auf einem Balkon Kühlung, der kein Balkon war, sondern ein Fenstervorsprung des altmodischen Holzbaues, in dem sich das Restaurant befand, und stürzte hinunter.

Als man Rudolf Waldau aufhob, war er ohne Besinnung, und als er nach vielen Monaten aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war sein Vater gestorben, sein Rücken gekrümmt, sein rechtes Bein um zwei Zoll kürzer als das linke und sein Ruf als Wüstling soweit befestigt, daß ihm die vorteilhafteren Stellungen in seiner Branche verschlossen waren.

Aber fidel und guter Dinge war er bei alledem doch, seine gute Laune und seine Stimme verließen ihn nicht und er brachte noch einen letzten Schimmer davon in die verzweifelte Familie des kleinen Kaufmanns, der ihn kurz vor dem Konkurs engagierte, damit er ihm, im kleinen Kontor bei der Porterflasche fidel vor sich hinsingend, die gefechlich vorgeschriebenen Kassensbücher zusammenphantasierte. Das Ganze endete mit Zeugenvernehmung und Meineid. —

Einen Monat nach dem Unglücksfall, der in der Presse besprochen worden war, konnte Eva es nicht länger aushalten, sondern klopfte an die Tür der Witwe Waldau und fragte, „wie es mit Herrn Rudolf stände?“

Welches das Endresultat des Unglücksfalles sein würde, davon erhielt sie einen ziemlich richtigen Begriff, dagegen erfuhr sie, daß der junge Herr Waldau bei diesem Unglück vollständig nüchtern gewesen sei und daß daran selbst nur die unehörte Nachlässigkeit eines Kellners schuld sei, der vergessen habe, den Schlüssel aus einer Tür zu ziehen, vor der sich zwölf Jahre lang eine Wendeltreppe befunden habe, die jetzt zur Reparatur fortgenommen sei.

Fräulein Eva zerdrückte eine Träne in ihren schönen schwarzen Augen und lehrte zu ihrer Mama zurück, die der Ansicht war, „daß jeder so läge, wie er sich gebettet habe, und daß, wenn es auch hart für die Mutter und Herrn Rudolf sei, es doch nicht mehr als in der Ordnung sei, daß es schließlich so gekommen war.“ —

Als Fräulein Eva zwei Jahre später an einem der lebhaftesten Straßenbahnknotenpunkte ihrer Vaterstadt den Wagen wechselte, hörte sie plötzlich wieder jene Baritonstimme, bei deren Klang sie noch immer zusammenzuckte. Aber dieses Mal waren es keine Lieder, die an ihr Ohr schlugen. Die Stimme rief laut und klargoll die Namen der verschiedenen Tageszeitungen aus und dazu eine Menge geradegu sagenhafter Ereignisse, die der neugierige Käufer in diesen Zeitungen lesen konnte.

Als Fräulein Eva verwirrt zum anderen Straßenbahnwagen hinübereilte, hob Rudolf Waldau sich auf sein langes Bein und verstumte plötzlich, und als Eva ihm dann vom anderen Wagen aus einen schenen Blick zuwarf, sah sie nur noch den Rücken seiner schäbigen Joppe und hörte wie im Traum, „daß der Zar ermordet sei, Petersburg in Flammen stände und die mandchurische Armee ihre Generale nieder mache.“

Die Baritonstimme klang voll und kräftig wie vorher, die Gestalt hielt sich trotz des krummen Rückens so aufrecht wie mög-

lich, aber Rudolfs Gesicht war aschgrün geworden und wenn sie ihn jetzt angesehen hätte, würde sie gemerkt haben, wie grenzenlos er sich vor ihr schämte. Und nach seinem verpfuschten Leben war das ja nicht mehr als in der Ordnung. —

In erster Stunde, als Fräulein Eva schon morgens und abends mit Kummer vor dem Spiegel konstatiert hatte, daß die verfloffenen Jahre deutliche Spuren auf ihrem hübschen, feinen Gesicht zurückgelassen hatten, kam ein Bittor in gefesteten Zähnen und mit diversen Kindern und fragte sie, ob sie seine Frau werden wollte. Sie sagte dankend ja, was ja auch nicht mehr als in der Ordnung war, denn wenn die Sonne unterzugehen beginnt, bedeuten Schönheit und Liebreiz wenig im Vergleich zu einer anständigen Verpflegung.

Ein Zeitungsverkäufer wirft wohl hin und wieder einen Blick auf die Ware, die er feilbietet, in der Hauptsache wohl deshalb, um den phantastischen Ereignissen, die er da ausruft, einen Anflug von Wahrheit zu geben. Aber oft findet er nicht die Zeit dazu und in seiner Kenntnis der Zeitgeschichte lassen bedenkliche Lücken. Deshalb mußte Rudolf Waldau auch nicht das geringste von der Verlobung und Hochzeit, bis er sie, vor deren Schlitzen er einmal galoppiert war, am Arm eines älteren Herrn mit rotgebunzenem Gesicht über den Platz kommen sah, auf dem er seine Zeitungen ausrief.

Als Rudolf Waldau sich im selben Augenblick auf sein langes Bein erheben wollte, um die Weltereignisse auszurufen, wie sie sich seinem Blick in der Presse darboten, stolperte er, fiel quer über das Straßenbahngleise und ein vorüberfahrender Straßenbahnwagen vermochte nicht schnell genug zu stoppen, so daß seine Näher über den unglücklichen Rudolf hinwegfuhren und seinem verfehlten Leben ein jähes Ende machten.

Frau Eva sah es und vergoß — als sie nach Hause gekommen war — einige Tränen.

Aber ihr verständiger Mann zog bei einem Oberbeamten der Straßenbahngesellschaft sorgfältige Erkundigungen über das Vorleben des Verunglückten ein und sagte tröstend zu seiner Frau:

„Reg' Dich nicht so auf, Kind, der Kerl soll von früh bis spät betrunken gewesen sein, so daß er weder sah noch hörte. Es ist also kein solches Unglück um ihn, eigentlich ist es nicht mehr als in der Ordnung.“

Kleines feuilleton.

Literarisches.

— Gerald Massey. Am 29. Oktober starb in London der feilere Chartist und Dichter Gerald Massey. In den vierziger und fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts gehörte er zu den bekanntesten politischen Schriftstellern und Dichtern. George Eliot zeichnete sein Porträt in ihrem politischen Roman „Felix Holt, der Radikale.“ Massey wurde im Jahre 1828 geboren. Sein Vater war Bootsruderer, der mit einem Wochenlohn von 10 Mark seine Familie zu ernähren hatte. Im achten Lebensjahre mußte der kleine Gerald in eine Textilfabrik, wo er für einen Wochenlohn von 1 Mark 12 $\frac{1}{2}$ Stunden täglich arbeitete. Der einzige Lichtpunkt seiner Kinderjahre war eine Feuersbrunst, die die Fabrik in Asche legte. Massey pflegte in späteren Jahren die Szene dieses Feuers zu schildern und von der innigen Freude zu erzählen, mit der seine jugendlichen Leidensgenossen der Einäscherung der Fabrik zusahen. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Gerald wurde bald in eine Strohflechterei geschickt, wo er bis zu seinem 15. Lebensjahre arbeitete und seine Gesundheit erschütterte. Im Jahre 1843 verließ er seine Vaterstadt und kam nach London, wo er die Stelle eines Geschäftsdieners erhielt. Die Wogen des Chartismus gingen damals hoch, und Massey besuchte Volksversammlungen und schloß sich der Bewegung an. Wissensdurst ergriff ihn, er las alles, was ihm in die Hände kam: Geschichte, politische Oekonomie, Reisebeschreibungen, Zeitungen, die er mit seinem großen Wochenlohn oft unter Verzicht auf die Mahlzeiten kaufte. Er begann bald für radikale Zeitungen zu schreiben und auch Gedichte und Lieder zu verfassen. Schon im Jahre 1847 gab er einen Band „Poems and Chansons“ heraus und drei Jahre später „Voices of Freedom and Lyrics of Love“ (Stimmen der Freiheit und lyrische Liebesgedichte). Inzwischen war der Chartismus zusammengebrochen. Die christlichsozialen Führer Kingsley und Maurice zogen Massey an sich, und er wurde nach und nach — Patriot und dichtete Kriegslieder zu Ehren der „Helden“ des Krimkrieges und der Sieger im indischen Aufstande. Dann verstummte seine Muse. Er verfiel dann dem Spiritismus und ähnlichen mystischen Strömungen und hielt Vorträge in Amerika und in den britischen Kolonien. In den letzten Jahrzehnten war sein Name in England kaum bekannt. m. b.

Theater.

Georg Engels, dessen Tod wir bereits mitteilen, hat nur ein Alter von 61 Jahren erreicht. Mitten in seiner Tätigkeit, die noch keinerlei Anzeichen einer von Krankheit oder Alter geschwächten Kraft aufwies, traf ihn der Pest. Noch vor zwei Wochen hatte er durch die trocken-behagliche Komik, mit der er in der letzten so klammerlichen Premiere des Lustspielhauses einen alten Sonderling

ausstatterte, Stürms fröhlicher Heiterkeit entseffelt. Wer hätte ahnen können, daß dieser so lebendigen Humor, der selbst durch die schlimmsten Zumutungen des Autors sich nicht aus der vergnügten Laune bringen ließ, der Mund so bald geschlossen werden würde. — In Altona geboren, erhielt Engels seine Ausbildung auf der Hamburger Zeichenschule. Ueber den Umweg der Theaterdekorationsmalerei gelangte er zur Bühne. 1870 bereits, ein Bierundzwanzigjähriger, bekam er ein Engagement nach Berlin, wo er es im Wallner-Theater rasch zu großer Popularität brachte.

L'Arronge gewann ihn 1883 bei Gründung des Deutschen Theaters für sein neues Unternehmen, und hier wurde er, der bisher in Schwänken und Lustspielen der Moser, Schönthan und L'Arronge ausschließlich für das Amüsement zu arbeiten hatte, vor Aufgaben künstlerischer Art gestellt, die ihm erlaubten, seine tieferen und feineren Anlagen in origineller Ausprägung des Individuellen freier zu entfalten. Hier spielte er zum ersten Male die Rollen, die er dann in neuerer Zeit auf der Reinhardt-Bühne mit gleich glänzendem Erfolge wiederholt hat: den Wirt in Minna von Barnhelm, den Hofmarschall Kalk in Kabale und Liebe. Am berühmtesten ist in der Zeit der Braunischen Direktion des Deutschen Theaters sein Kollege Crampton geworden, ein Porträt, in dem er mit liebevollstem Nachempfinden das Weiche, Rührende und menschlich Liebenswürdige im Wesen von Hauptmanns alkoholisch-berühmtem Akademierprofessor herausarbeitete. In ihrer Art war diese Leistung nicht weniger einheitlich und überzeugend als der schroffnaturalistisch düster gehaltene schwer-pathologische Crampton, den Wassermann im Vorjahre in dem Lessing-Theater spielte, und vor allem hatte sie die größeren Sympathien für sich. Sein rasches Auscheiden aus der Reinhardt-Bühne, der Uebergang ins Lustspielhaus, wo seine Kraft in Unbedeutendheiten sich verzetteln mußte, ist viel bedauert worden.

Verkehrswesen.

Ein Eisenbahnfortschritt in China. Es wird jetzt so viel von dem Erwachen Chinas gesprochen, daß es fast unerklärlich erscheint, wie ein in dieser Beziehung besonders bedeutungsvolles Ereignis fast unbemerkt hat bleiben können. Es ist nämlich im Lauf dieses Jahres die erste Eisenbahn in China zum Bau und freidenweise bereits zur Eröffnung gelangt, die ausschließlich ein Werk chinesischer Ingenieure und chinesischen Kapitals ist. Dies ist die Bahn nach Peking, nach dem berühmten Tor in der Großen Mauer bei Nanhou, und weiter nach Kalgan. Diese Bahn und ihre voraussichtliche Erweiterung hat ihre besondere Vorgeschichte, die in der Oesterreichischen Monatschrift für den Orient erörtert wird. In einem Abkommen zwischen England und Rußland vom Frühjahr 1899 erhielt Rußland das Recht, Eisenbahnkonzessionen für das Gebiet nördlich der Großen Mauer von China zu erwerben, wobei ohne Zweifel der Plan, eine Bahn von Nissowaja an der Großen Sibirischen durch die Wüste Gobi nach Kalgan zu führen und so die Verbindung von Europa nach Peking noch weiter zu verkürzen, den Ausschlag gab. Später ist dann ein weiteres Abkommen zwischen Rußland und China getroffen worden, daß diese Bahn, falls Rußland sie nicht bauen würde, nur von China selbst, unter Ausschluß fremder Beihilfe, geschaffen werden dürfte. Die großen Ueberschüsse, die von der Nordchinesischen Bahn während der Kriegsjahre 1904 und 1905 erzielt worden waren, sind nun von der chinesischen Eisenbahnverwaltung in vernunftmäßiger Weise zur Verwirklichung des neuen Plans verwendet worden, so daß der Bau der Eisenbahn nach Nanhou im Sommer 1905 begonnen werden konnte. Die Wichtigkeit dieser Bahn kann kaum überschätzt werden, da sie den ganzen Verkehr zwischen der Mongolei und Nordchina vermitteln wird. Wegen der überaus schwierigen Verbindung zwischen den nordwestlichen Provinzen und denen am oberen Yangtse dürfte die Bahn vielleicht sogar den Verkehr von ersteren nach Schanghai hin an sich ziehen. Gegenwärtig gehen allein 10 000 Kamele und Maultiere täglich zum Warentransport zwischen Kalgan und Tientsin. Uebrigens rechnen die Chinesen darauf, nächstens auch ihren Schienenbedarf aus ihren eigenen Stahlwerken bei Hankou zu beziehen.

Medizinisches.

Die Verbreitung der Cholera und Pest. In dem benachbarten russischen Reiche hat die Cholera wieder einmal schreckliche Einkehr gehalten und nach den letzten amtlichen Berichten sind ihr bereits Tausende von Menschenleben zum Opfer gefallen. Auch in Deutschland werden in den Grenzprovinzen vereinzelte Fälle beobachtet. Ebenfalls kommt die Pestgefahr niemals vollkommen zur Ruhe und es vergeht kaum ein Monat, daß nicht in der einen oder anderen europäischen Hafenstadt ein Schiff wegen Pestverdacht angehalten wird. Wenn wir auch bei den unvollkommenen sanitären Schutzmaßnahmen keinen unmittelbaren Grund zur Besorgnis haben, so dürfte es doch interessieren, in welcher Weise die Ausbreitung dieser beiden schrecklichen Geißeln der Menschheit sich vollzieht. — Die Verbreitung der Pest erfolgt hauptsächlich direkt von Mensch zu Mensch, dann spielen aber auch die Gatten dabei eine große Rolle. Die Uebertragung von einem Mensch auf den anderen kann entweder direkt durch die Erkrankten selbst erfolgen oder indirekt in der Weise, daß die infizierte Wohnung, Wäsche oder sonstige Gebrauchsgegenstände die Zwischenträger abgeben. Die Infektion mit den von den Pestkranken ausgeschiedenen Pestkeimen erfolgt entweder von der Haut aus durch kleinste, in der Regel unbemerkt bleibende Verletzungen, unbedeutende Kratzwunden, Insektenstiche usw. oder von den inneren Schleimhäuten

resp. der Lunge aus. Der Darmkanal dagegen konnte bisher nicht mit Sicherheit als Eingangspforte für die Pestbazillen nachgewiesen werden. Daher spielt das Wasser im Gegensatz zur Cholera bei der Ausbreitung dieser Seuche wahrscheinlich keine Rolle.

Die gefährlichsten Mittelkeller bei der Verbreitung der Pest sind offenbar die Ratten, besitzen doch diese Tiere eine sehr hohe Empfänglichkeit für die Krankheit. Bei verschiedenen Epidemien, z. B. in Hongkong und Bombay ging denn auch dem Ausbruche der Pest unter den Menschen eine seuchenartige Erkrankung und ein massenhaftes Sterben der Ratten voraus, und die Untersuchung solcher in der Freiheit erlegener Tiere ergab das Vorhandensein von Bubonen (Pestbeulen) und massenhaften Pestbazillen in allen Organen. Die pestkranken Ratten zeigen ein eigentümliches Verhalten. Ihre Scheu vor dem Menschen scheint verschwunden, sie verlassen ihre Löcher, laufen überall ungeschüht umher und vollführen seltsame Sprünge, bis sie bald ermatten und tot zusammenbrechen. Viele Forscher und namentlich auch Robert Koch sind sogar der Ansicht, daß die Pest in erster Linie eine Rattenkrankheit ist, die nur manchmal auf den Menschen übergeht. Von besonderer Bedeutung für die Ausbreitung und Verschleppung der Seuche sind natürlich die Schiffsratten. Auch Mäuse spielen unter Umständen, wenn auch nicht so häufig, bei der Uebertragung der Pest eine unheilvolle Rolle, z. B. bei der Epidemie in Formosa 1896 und in Sydney im Jahre 1900. In Sydney konnte auch bei einer nahe Pest festgestellt werden. Wie allerdings die Uebertragung der Pest von den erkrankten Tieren auf den Menschen erfolgt, bedarf noch genauere Untersuchung. Zunächst sind die Pestkranken wohl dadurch gefährlich, daß sie mit dem Urin und den Darmentleerungen zugleich zahlreiche Bazillen ausscheiden, und damit leicht die verschiedenen Gebrauchsgegenstände infizieren können. Eine Gefahr, die um so größer wird, da namentlich in dunklen, feuchten Räumen die Pestkeime sich lange Zeit lebensfähig erhalten können. — Von einigen Forschern wurde auch die Ansicht vertreten, das auf den Ratten lebende Ungeziefer, Flöhe, Läuse usw. wirke bei der Uebertragung der Pest auf den Menschen mit. Jedenfalls erhalten sich die Krankheitskeime an den Flöhen lange Zeit lebensfähig und sollen sich sogar vermehren. Simond sowohl wie Ogata gelang es wiederholt, mit Hilfe infizierter Flöhe Pest auf Mäuse zu übertragen. Simond will ferner beobachtet haben, daß die auf den Ratten in Indien lebende Flohkat auch auf den Menschen übergehe, sowie, daß die im Verenden begriffenen oder eben gestorbenen aber noch warmen Ratten von Ungeziefer wimmelten, während erkaltete Kadaver sofort von den Flöhen verlassen werden. Wie jedoch andere Forscher gezeigt haben, gelingt es nur äußerst selten, bei Tieren durch den Stich infizierter Flöhe eine Erkrankung hervorzurufen. Dann darf es aber auch als sicher erwiesen gelten, daß jede Tierart ihre besondere Flohkat besitzt. Ja schon äußerlich sind z. B. Menschenfloh und Rattenfloh grundverschieden und nach Galli-Valerio's Untersuchungen stechen die Rattenflöhe, selbst wenn man sie vorher hungern läßt, nicht den Menschen. Trotzdem können sie vielleicht gleich Wanzen und Fliegen indirekt dadurch eine gewisse Bedeutung für die Uebertragung der Pest auf den Menschen erlangen, daß sie auf dem menschlichen Körper getötet werden und dann die an ihnen haftenden Keime in kleine Hautschunden eingeziehen werden. Durch dieselben Eintrittspforten können auch Bazillen, die sich auf der Haut oder an den Kleidern befinden, eindringen. Fliegen können ferner durch Verschleppung von Ausswurfsteilchen oder sonstiger Exkrete die Krankheitserreger auf Nahrungsmittel usw. übertragen.

Für die Ausbreitung der Cholera kommt als wesentlichste Ursache verunreinigtes Trinkwasser in Betracht. Selbst eine unmittelbare Uebertragung von Mensch zu Mensch ist verhältnismäßig selten, da die mit den Darmentleerungen der Kranken ausgehenden Choleraabzissen-Vibrionen in verhältnismäßig frischem Zustande in den Darmkanal eines Gesunden gelangen müssen, um Ansteckung hervorzurufen. Andernfalls sterben die Vibrionen bald ab oder werden von anderen harmlosen Bazillen und Pilzen überdeckt und gehen dadurch zugrunde. Tiere spielen bei der Verbreitung der Cholera gar keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle. Freilich können nach den Beobachtungen Kibers unter Umständen Fliegen zur Ausbreitung der Seuche Veranlassung geben. Nach der Sektion einer Leiche eines an Cholera verstorbenen Patienten fand nämlich Kiber einige Fliegen, die im Zimmer herumflogen und setzte sie für wenige Minuten in kleine Gläser mit abgekochter Nährbouillon, wie man solche zur Züchtung von Bakterien gebraucht. Bereits nach wenigen Tagen hatten sich in Gläsern unzweifelhafte Kulturen von Choleraabzissen entwickelt. Ferner untersuchte Kiber Schalen mit gekochter und ungekochter Milch, Beeren und Weintrauben, auf denen die Fliegen gefressen hatten, und fand alle diese Nahrungsmittel mit Choleraabzissen bedeckt. Ja, sogar nach 24 Stunden waren die Keime noch lebensfähig und man konnte von ihnen auf Nährbouillon Kulturen züchten. Wie weitere Versuche zeigten, wirkt das Sonnenlicht stark desinfizierend; Fliegen, die nur wenige Stunden den Sonnenstrahlen ausgesetzt wurden, waren bereits völlig keimfrei. Hiernach scheint immerhin die Möglichkeit vorzuliegen, daß durch Fliegen usw. die auf mit Choleraabzissen infizierten Gegenständen, z. B. Brot usw. gefressen haben, lebensfähige Keime auf andere Gegenstände übertragen und so auch Menschen bedroht werden können. Es ist freilich noch immer die weitere Frage, ob derartige Keime

eine genügende Lebenskraft besitzen, um dem Menschen gefährlich werden zu können.

Humoristisches.

— Protest. Schaffner (als auf der Heimfahrt zu einem pfälzischen Markt Flaschen aus dem Fenster geworfen werden): „Meine Herren, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß das Hinauswerfen von Gegenständen aus dem Fenster verboten ist.“ — Passagier: „Was, seit wann ist denn in der Pfalz e' leere Flasch e' Gegenstand?“

— Neue Zeitrechnung. „Was, Sie kochen sogar auf Ihren Automobilfahrten?“ — „Ja, wir haben eine sehr praktische Koch-einrichtung stets mit auf Reisen. Eier kochen zum Beispiel 20 Kilometer.“

— Der alte Vader. „Gelten S', schre'n S' halt glei', wenn i' Sahna schneid'!... Sie glaub'n gar net, wenn ma' alt wird, wie da d' Aug'r auslass'n!“
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Neue freie Volksbühne veranstaltet zum Gedächtnis Wilhelm Holzamers Ende dieses Monats für ihre Mitglieder im Deutschen Theater mit dessen darstellerischen Kräften zwei Aufführungen von Holzamers einzigem Schauspiel „Um die Zukunft“.

— Eine Gedächtnisfeier für Joseph Joachim veranstaltet am Sonntag 12 Uhr mittags in ihrem Konzertsaal die Hochschule für Musik (Johannstr. 1).

— Das Institut für Meereskunde, Georgenstr. 34-36, veranstaltet in der kommenden Woche, abends 8 Uhr, folgende öffentlichen Vorträge: Montag, den 4. d. M., spricht Prof. Fischer-Warburg über „Die Häfen von Marokko“; Dienstag, den 5. d. M., Prof. Günther-München über „Die Beteiligung der Deutschen am Zeitalter der Entdeckungen“; Freitag, den 8. d. M., Prof. Wolterred-Lung (Niederösterreich) über „Tierische Wanderungen im Meere“. Einlasskarten sind von 12-2 Uhr mittags und an den Vortragsabenden selbst von 6 Uhr ab zum Preise von 25 Pf. in der Geschäftsstelle des Instituts erhältlich.

— Die Polizei als Literaturwächterin. Hans Heinz Ewers hatte auf dem Feste des Gewerkschaftskongresses in Wien sein Gedicht „Jesus und der tote Hund“ vorgelesen. In ihrer unerforschlichen Weisheit sah die Polizei darin etwas Frevelhaftes, das sich freilich nicht näher definieren läßt und so hängte sie Ewers eine Geldstrafe von 100 Kronen auf. Die „Wiener Arbeiterzeitung“ bemerkt dazu: Jeder denkende Zuhörer oder Leser wird diese Strafe vergeblich zu begründen versuchen. Das Gedicht schildert, wie alle Welt voll Verachtung und Blindheit in traditionellem Ekel an einem toten Hunde vorübergeht. Jesus sucht das Schöne auch in dieser Hundeleiche; er ist sanftmütig durch seinen Schönheitsinn oder vielmehr seine große Sanftmut verschönt alle Dinge. Was an dieser zarten Dichtung strafwürdig ist, das wird ein mit gesunden Sinnen begabter Mensch schwerlich herausfinden können. Es ist anzunehmen, daß die Statthalterei sich der polizeilichen Blamage nicht anschließen wird.

— Goethe als Sittenverderber. Das „Prager Tageblatt“ erzählt eine sehr charakteristische Geschichte von Goethe als Verleitetem zum Funddiebstahle:

Vor kurzem lag einer hohen Schulbehörde ein neues Lesebuch für Volksschulen zur Prüfung vor. Als nun der Verfasser nach einiger Zeit persönlich vorsprach, um nach dem Schicksal seiner Arbeit zu fragen, zog der Referent ein bedenkliches Gesicht. Und was war es, das seine Schulweisheit beanstanden zu müssen glaubte? Goethes bekannte Legende vom Hufeisen. Erstaunt suchte der Lesebuchmann zu erforschen, was hier das Aergernis der Zensur erregen konnte, und so ward ihm denn kund: „In diesem Gedicht werde durch den Heiland ein schlechtes Beispiel für eine gefehlich unerlaubte Handlungsweise gegeben, indem er das gefundene Hufeisen, statt es dem Eigentümer zurückzustellen oder wenigstens bei der Behörde zu hinterlegen, sich widerrechtlich aneignete, ja sogar verkaufte.“ Ein solches Gedicht sei also geeignet, die sittlichen Anschauungen der heranwachsenden Jugend über Wein und Wein zu gefährden.

— Eine Forschungsreise zu den Buschmännern. Eine Expedition nach Sildarika, die sich die Erforschung des im Aussterben begriffenen Volksstammes der Buschmänner in der Wüste Kalahari zur Hauptaufgabe gestellt hat, bereitet der Wiener Forscher Dr. Rudolf Poeh vor, der sich schon bei der Expedition zur Erforschung der Pest und bei der anthropologischen Forschungsreise in Neu-Guinea große Verdienste erworben. Er wird von der Wiener Akademie der Wissenschaften einen Zuschuß von 25 000 Kronen erhalten, die deutsche, englische und portugiesische Regierung haben ihm Empfehlungen zur Verfügung gestellt. Dr. Poeh wird wie bei seinen Reisen in Neu-Guinea den Phonographen ausgiebig verwenden und die Sprache der Buschmänner sowie ihre sehr wertvollen Gesänge phonographisch aufnehmen.